

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

40

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Runert.

XXXI.

Am 18. November bei Tagesanbruch stellte sich die Veteranen-Kompagnie, die in Poitiers in Garnison lag, auf dem Prangerplatze auf. Dichter Nebel herrschte, und der Morgen war eisig kalt. Dennoch wimmelte der Platz seit zwei Stunden schon von Menschen, und in den benachbarten Straßen mochte die Menge auf und ab. Am Abend vorher hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Pierre Rochereuil um 8 Uhr an dem üblichen Hinrichtungsplatze erschossen werden sollte. Es war lange her, daß die Stadt ein solches Schauspiel gehabt hatte. Ganz Poitiers hatte kaum geschlafen, aus Furcht, zu spät zu kommen und von dem Feste nichts mehr sehen zu können. Man beklagte den Verurtheilten nicht viel. Hatte er sich nicht immer außerhalb der gesellschaftlichen Regeln gehalten? Hatte er nicht, die Welt verachtend, für sich gelebt, mit einigen ebenso tollern, ebenso stolzen und eigenwilligen Menschen wie er? Warum hatte er nie mit den Bürgern der Stadt verkehrt? Warum hatte sein Hirn so extravagante Ideen beherbergt? Er wollte auf die Zeiten Robespierre's und Marat's zurückkommen. Folglich mußte er auch so enden. Er bekam nur, was er verdiente.

Seine Wirtin auch, und sie war schuld daran. Sie hätte ihn besser erziehen müssen. Nie sah man sie in der Kirche. So kommt es aber, wenn man keine Religion hat. An den Kindern wird man dafür gestraft. So und ähnlich schwazte man in den verschiedenen Gruppen.

„Ist sie hier?“ fragte eine Stimme.

„Nein,“ antwortete eine andere; „sie ist in ihrem Landhause. Sehen Sie, die Jalousien ihres Hauses sind geschlossen.“

„Die arme Frau! Weiß sie es wenigstens?“ . . . sagte ein junges Mädchen, das schon seit drei Uhr früh dastand, um den Geliebten der schönen Frau von Fougereau und der Juliette Lefrançois küsselieren zu sehen. Jetzt wurde das junge Ding vom Mitleid erfaßt.

„Bah! Sie hat ja Geld, sie wird sich trösten und trotzdem weiter die Strolche spielen!“

Der so sprach, war ein Mann mit fettigen Haaren und wie Del glänzender Hautfarbe, ein Kirchenjänger aus Notre-Dame.

Sein Nachbar, ein Schlosser, der seinen Laden auf dem Platze hatte, sah ihn durchbohrend an.

„Seien Sie doch still!“ sagte er zu ihm. „Frau Rochereuil ist eine wackere Frau und nicht stolz zu den armen Leuten. Und was ihn betrifft, so würde es besser sein, wenn es viele solcher Männer gäbe.“

„Gut! gut! Sie kennt man auch längst!“ rief der Kirchenjänger und schlüpfte vorsichtig in eine andere Gruppe.

Während dessen hatte der Kapitän der Veteranen seine Leute auf drei Seiten des viereckigen Platzes vertheilt, dessen vierte Seite durch die Mauer der der Militärintendantur gehörigen Schuppen gebildet wurde. Zwischen den Reihen der Soldaten wurde der Raum freigehalten.

Die Fenster am Prangerplatze begannen sich zu öffnen, und einige Damen zeigten sich dort. Man erwartete nur noch Rochereuil. Um dreiviertel acht Uhr entstand großer Lärm. Die berittenen Gendarmen, die voraus eilten, sprengten aus der Rue de la Prévôté auf den Platz. Gewöhnlich fanden die Hinrichtungen unter dem Kaiserreich mit weniger großem Apparat, fast bei verschlossenen Thüren statt. Aber diesmal wollte der Herzog von Rovigo die volle Öffentlichkeit, um die Schlechtgesinnten durch ein furchtbares Exempel abzuschrecken.

Nachdem Rochereuil den Brief an seinen Bruder beendet hatte, warf er sich auf das Bett. Er wollte nicht schlafen; aber die Müdigkeit übermannte ihn, und er schlummerte ein. Die Uhr des Gefängnisses, die sechs schlug, weckte ihn plötzlich. Er stand auf und kleidete sich um. Er zog sich sorgfältig

an, ordnete das wirre Haar und setzte sich dann an seinen Tisch, um zu warten.

Noch nichts. Im Korridor hörte man nur den schweren Schritt der Wache.

Da zog Rochereuil ein Papier hervor, das er aufmerksam las. Seine Hand zitterte. Es war ein Brief, den Juliette ihm am Abend vorher aus dem Kloster der Hospitalitinnen, wo sie vorläufig in Haft war, geschrieben hatte. Sie schien vor Angst um ihn halb wahnsinnig zu sein. Doch wußte sie nicht, was geschehen, und daß Pierre zum Tode verurtheilt war.

Rochereuil las Juliette's Brief mehrmals in starker Bewegung. Er führte ihn an die Lippen und küßte ihn inbrünstig. Dann erröthete er, wie wenn er Scham darüber empfand, obgleich niemand ihn sehen konnte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür der Zelle, und drei Personen traten herein: der Inspektor des Gefängnisses, der Gendarmeriekapitän und ein Lieutenant der Veteranen. Hinter ihnen glitt ein Priester mit rothem, gewöhnlich aussehendem Gesicht, der Abbé Raymond, in das Zimmer.

Der Kapitän trat den Hut in der Hand vor. Rochereuil ließ ihm nicht Zeit zum Sprechen.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich folge Ihnen.“

Aber als er dies sagte, bemerkte er den Schwarzrock und runzelte die Stirn.

„Ich wüßte nicht, daß ich einen Priester verlangt hätte,“ sagte er, sich aufrichtend, kurz.

„Ich dachte“ . . . sagte bescheiden der Geistliche.

„Sie hatten Unrecht, mein Herr; Sie kennen meine Ansichten. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich zurückziehen wollten.“

„Aber, mein Herr, die Unsterblichkeit“ . . . beharrte der Priester.

„Ach!“ murmelte Rochereuil im Tone des Ueberdrußes und wandte sich an den Veteranenlieutenant, wie um ihn um Hilfe zu bitten.

Der Abbé Raymond beim Arm.

„Vorwärts, Herr Pfarrer, gehen Sie, Sie belästigen Herrn Rochereuil, er will nicht mit Ihnen diskutieren. Lassen Sie ihn doch in Ruhe.“

Er schob den Priester in den Korridor.

Mit bewegter Stimme nahm der Gendarmeriekapitän das Wort:

„Wir müssen aufbrechen, mein Herr . . . Wünschen Sie noch etwas? Alles was zulässig ist . . .“

„Ich danke Ihnen; ich habe da einige Briefe. Der Lieutenant war gestern so freundlich, mir zu sagen, daß er sie an ihre Adresse befördern würde; es sind Familienbriefe: Sie sehen doch nichts Unzulässiges darin?“

Der Kapitän schüttelte mit dem Kopfe. Er mochte nicht gern sprechen.

Rochereuil übergab das Päckchen dem Veteranen, der es ohne ein Wort zu sagen nahm und sorgfältig in die Tasche seines Rockes steckte, wobei er heftig an seinem Schnurrbart nagte.

„Gehen wir, meine Herren,“ sagte Rochereuil dann; „gehen wir, wir kommen sonst zu spät.“

Ein Kabriolett wartete auf dem Hofe. Der Verurtheilte nahm darin Platz zwischen dem Gendarmeriekapitän und dem Veteranenoffizier. Während er einstieg, zeigte der Inspektor den beiden Offizieren mit fragender Miene ein Paar Handschellen, die er bis dahin hinter seinem Rücken verborgen hatte. Aber der Veteran warf ihm einen solchen Blick zu, daß der Glende zurückwich, ohne weiter auf seinem Vorschlag zu bestehen.

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung. Vor und hinter dem Wagen ritten zehn Gendarmen mit gezogenem Säbel, zur Rechten des Wagens ein Kavallerie-Unteroffizier, links ein Brigadier. Von der „Heimsuchung“ bis nach dem Prangerplatze ist es nicht weit; doch drängte sich die Menge in der Straßen so dicht, daß die Gendarmen nur im Schritt reiten konnten. In der Rue de la Prévôté gab es einen kurzen Aufenthalt gerade vor dem Hause des Herrn

Draukt. Gunde war am Fenster; sie rief ihren Herrn, der, in der Meinung, daß der Wagen schon vorbei wäre, herzukam. Aber seine Augen begegneten denen Rochereuil's, dessen leicht erblaßtes Gesicht unbeweglich und heiter blieb. Draukt hielt den Blick dieses Mannes, der in den Tod ging, nicht aus. Er senkte den Kopf und wich schwanfend zurück.

Die Gendarmen sprengten auf den Platz. Sie machten den Weg frei für den Wagen, der durch die todtenstille Menge in das von den Veteranen gebildete Viereck einfuhr. Eine kleine Schaar Soldaten, die von einem Unteroffizier kommandirt wurden, besetzte bereits den Mittelpunkt des Platzes. Rochereuil sprang aus dem Wagen; er prüfte mit ruhigem Blick die zwölf Soldaten und warf dann mit einer so schlichten und ungezwungenen Bewegung seinen Mantel ab, daß man in der Menge ein Murmeln der Sympathie und Bewunderung vernahm. Alle nahmen die Hüte ab. Rochereuil stand barhäuptig mit auf der Brust geöffnetem Rocke, der das weiße Hemd sehen ließ, da und warf einen langen Blick um sich. Als seine Augen an dem Hause Halt machten, das er mit seiner Mutter bewohnt hatte, zeigten sie einen unbeschreiblichen Ausdruck. Die Vorhänge waren dicht geschlossen, und das Haus schien unbewohnt zu sein. Obgleich er wußte, daß seine Mutter noch nicht nach Poitiers zurückgekehrt war, empfand er beim Anblick der geschlossenen Fensterläden doch eine große Erleichterung. Der Unteroffizier, der die Soldaten kommandirte, trat zu ihm:

„Herr Rochereuil,“ sagte er, „wenn Sie Feuer kommandiren wollen, wird es mir ein Vergnügen sein.“

„Warum Feuer kommandiren?“

„Na, welche halten darauf. Es ist eben 'ne Art, sich Muth zu machen.“

„Danke, Sergeant, meine Art ist eine andere.“

Und bei diesen Worten stellte er sich seitens Schrittes einige Meter vor der Mauer, das Gesicht den Soldaten zuwendend, auf.

Der Sergeant folgte ihm.

„Ja“, sagte er, „da stehen Sie gut; haben Sie nur keine Furcht. Es dauert nicht lange; und dann habe ich den Kameraden befohlen, auf die Brust zu zielen, denn, sehen Sie, die Kopswunden sind zu häßlich. Sagen Sie doch, Sie sind ein Mann, Sie sind mir doch nicht böse? Nein. Nun, dann geben Sie mir die Hand, das wird mir Vergnügen machen. Wenn die Spizel nicht zufrieden sind, werden sie es mir“

Rochereuil reichte ihm die Hand und der Sergeant druckte sie energisch. Dann sagte er leise:

„Sie sind so weit?“

Auf ein bejahendes Zeichen Rochereuil's begab er sich an die Spitze seiner Leute, stellte sie in einer Reihe auf und kommandirte das Laden der Gewehre ~~in zwölf Minuten~~.

Alle Fenster des Platzes hatten sich geschlossen. Hinter den Vorhängen standen die schönen Damen und schauten zu.

Rochereuil bot mit erhobenem Kopf und sicherem Blicke seine Brust dar. In der Rechten hielt er sein Taschentuch, in der Linken preßte er den Brief Juliette's. In dem Augenblicke, als die Gewehre sich senkten und der Sergeant kommandirte: Feuer! hob er das Taschentuch, schwang es und rief mit klarer, vibrierender Stimme:

„Es lebe die einige, untheilbare Republik!“

Die zwölf Soldaten gaben Feuer. Rochereuil preßte die rechte Hand gegen die Brust, that zwei Schritte nach vorwärts und stürzte. Dann richtete er sich noch einmal auf einem Knie auf und rief: „Hoch...“ aber ein Blutstrom quoll über seine Lippen, und er schlug mit dem Gesicht zu Boden.

Der Sergeant und ein Gendarmenriebrigadier näherten sich. Der letztere hielt dem Sergeanten einen Karabiner hin und sagte:

„Wollen Sie ihm den Gnadenschuß geben?“

„Nein,“ antwortete der Sergeant; es ist unnöthig. Er ist todt. Außerdem habe ich ihm versprochen, ihn nicht zu entstellen.“

Die Gendarmen trieben die dumpf murrende Menge zurück, die sich allmählig zerstreute.

Man hob den Leichnam auf, wischte das Blut fort und sprengte Wasser auf die Stelle, wo Rochereuil gefallen war. Aber es blieb ein großer, rother Fleck.

Zwei Stunden später kam ein Postwagen auf dem Prangerplatze an. Es war Frau Rochereuil, die, nachdem sie bei Louis' Einschiffung in einem kleinen bretonischen Hafen zugegen gewesen, ohne eine Minute Aufenthalt zurückgekehrt

war. Sie war in größter Hast Tag und Nacht gereist; sie wußte nichts von dem, was seit ihrer Abreise geschehen war. In den Straßen herrschte ein ungewohntes Leben, aber sie achtete nicht darauf. Der Wagen hielt vor ihrer Thür. Frau Rochereuil stieg aus und klingelte.

Ihre alte Wirthschafterin öffnete. Sie war in Thränen gebadet. Als sie ihre Herrin erkannte, wich sie erschreckt zurück und konnte nur sagen:

„Sie, Madame! Sie hier, heute?!“ und sie brach in Schluchzen aus.

„Pierre?“ fragte Frau Rochereuil angstvoll.

Die arme Alte antwortete nicht. Sie verbarg das Gesicht in den Händen und fuhr fort zu schluchzen.

Da wandte sich Frau Rochereuil, bleicher als eine Todte dem Plage zu, wo sich wieder einige Gruppen gebildet hatten. Männer und Frauen schienen sich neugierig etwas anzusehen. Sie ging auf die Leute zu. Als man sie kommen sah, wichen alle mit einer Art von Schrecken zurück. Frau Rochereuil gewahrte den rothen Fleck, und mit der Hand darauf zeigend, sagte sie sanft:

„Dort ist es, meine Herren, nicht wahr?“

Niemand vermochte ihr zu antworten. Die Männer nahmen die Hüte ab. Die Frauen bekreuzten sich. Dann zogen sich alle still zurück. Frau Rochereuil stand allein, aufrecht und unbeweglich da mit starren, trockenen Augen. Länger als eine Stunde machte sie keine Bewegung. Endlich näherte die Wirthschafterin sich ihr und ihren Arm schüchtern berührend, sagte sie:

„Madame, wollen Sie nicht in das Haus kommen?“

Frau Rochereuil schien sie nicht zu hören.

„Es ist, weil...“ begann sie wieder, „es ist ein — ein Offizier da, der Ihnen einen Brief bringt von... von ihm...“

Frau Rochereuil erbehte. Große Thränen rannen ihr aus den Augen, und sie ließ sich wegführen. —

Ende.

Sonntagsplauderei.

Was einem nur in Berlin passiren kann! — diesen Ausruf des Erstaunens hat man zu duzendmalen schon gehört. In so vielen Volksstücken, in so vielen Pöffen und Schwänken ist er wieder gelehrt. Einstmals, als man den Großstadtzauber Berlins noch ironisch nahm und heutzutage, da er lieber verklärt wird. Was einem in Berlin passiren kann! In der Welt des Scheins, in der Weise unserer Spasmacher deutet der Spruch fast immer auf etwas Ergögliches hin. Der Provinziale erlebt auf dem Pflaster der Friedrichstraße die lustigsten und unwahrscheinlichsten Abenteuer. Er juckt, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen: Was einem in Berlin alles passiren kann!

In der rauheren Welt der Wirklichkeit hat der Spruch eine ganz andere Geltung und manchmal führen erschreckend bitterböse Dinge zu diesem bekannten Ausruf. So war es neulich in dem Fall, als ein Individuum niedrigster Gesinnung ein Mädchen unter der Angabe, es hätte ihn belästigt, zur Wache führen ließ. Das Mädchen, dem derlei widerfuhr, muß tief herabstimmende Eindrücke erfahren haben. In solchen ganz marlanten Fällen raffen sich selbst „gutgesinnte Blätter“ zu durchaus nicht polizeifrommen Betrachtungen auf. Dann läßt man die Dinge wieder gehen, wie sie wollen, bis aufs neue irgendwo ein abschreckender Vorfall sich ereignet, der wiederum auf den wundesten Punkt in unserem Großstadtzauber hinweist. Das ist die Stellung der unbeschützten Frau auf der Straße.

Gewöhnlich ist es bei uns so: Man hat sich ein Weilchen wider die Polizei erboht und vergißt ganz, daß das Uebel weit allgemeiner und im ganzen gesellschaftlichen Leben tiefer begründet ist. Der Franzose, der seinerzeit das öfter zitierte Wort über Berlin aussprach: diese Stadt ist ein Paradies für den Mann, hat im Kern nicht ganz Unrecht. Sein diplomatischer Satz enthält nicht die volle Wahrheit, er verschweigt, was dies Berlin umgekehrt für die Frau ist. Der Mann ist der Herr der Straße. Er darf sich herausnehmen, was er will. Die schlimmsten Willkürlichkeiten, die größten Zudringlichkeiten, wenn sie nur einer „schneidigen Attacke“ gleichen, werden bei ihm geduldet, ja gebilligt. In all' diesen scheinbar kleinlichen Uebergriffen offenbart sich der Ausfluß jenes öffentlichen Geistes, der in militärischen Staatengebilden Erobererinn heißt, oder die Lust an der Offensive, wie der Militär-Schriftsteller Goldbeck es nennt. Wo alle männlichen (nicht männlichen) Tugenden über den grünen Alee gepriesen werden, wo überall die Nachwirkungen der Kriegsglorie zu verspüren sind, da wird das Weib von selbst in eine nebensächliche Stellung gedrängt, und die eifrige Galanterie, die man ihr widmet, verkleidet die Wahrheit nur ganz dürftig.

Dieses Herrenrecht der Straße hat in der jüngsten Vergangenheit die grausamsten Vorfälle gezeitigt. Vielfach nimmt die Durchschnittsfrau selbst das Herrenrecht als etwas Noth-